

Senta Wolfsburg.

Roman von Elsbeth Borchart.

(5. Fortsetzung.)

„So — und darum meinst Du, Dein Oheim würde mich sofort als seinen Verwandten herzlich willkommen heißen? — Du wirst verlegen — Du errötest — das sagt mir genug.“
„Nein, nein, Robert, Du täuschst Dich, Onkel Maximilian wird Dich nicht unfeindlich empfangen.“
„Wielicht mit herablassender Duldsamkeit, aber er wird mich zu verstehen geben, daß meine Existenz ihm Unbehagen verursacht und daß es ihm erwünscht wäre, ich ginge bald wieder dahin, woher ich gekommen bin. Kiwit, ich kenne die Hohen — ich nur gut sein und bringe nicht in mich. Ich bin zu stolz, um mich dem auszuweichen. Es würde sich auch nicht mit meiner Lebensauffassung vertragen, sollte ich mich vor ihm bücken und beugen. Ich erkenne nur in dem etwas Höheren an, der sich durch eigene Kraft emporgearbeitet hat. Geburts- und anererbte Stellungen und Vorzüge befragen mich gar nichts. Selbst ist der Mann!“
Senta sah ihren Vetter fast erschrocken an. Woher hatte er solche Ansichten, die fast wie Haß gegen die Hohen, Besitzenden ausluden?
„Du sprichst also jedem Mann, der von Geburt an hoch steht, das Recht ab, ein tüchtiger Mann zu sein?“ fragte sie verwundert.

„Ja.“
„Also auch meinem Vater?“
„Dein Vater war ein ganzer Mann, er opferte seine Geburtsvorrechte um seines hohen Strebens willen.“
„Ob es nicht manchmal schwerer sein mag, das, was einem von Geburt zugefallen ist, zu erhalten, als sich erst zu einer gewissen Stellung emporzuarbeiten?“ fragte sie.
„Nein — denn ihm stehen hundert Thore offen — uns Armen, Besitzlosen schließt sich unzählige Hindernisse entgegen.“
Senta sah ihren Vetter jetzt forschend an.

„Du hast Kummer — Sorgen gehabt, Robert — was fehlt Dir?“
Seine Züge verdüsterten sich, und sein ohnehin schmales, blaßes Gesicht wurde noch um einen Schein blässer.
„Nichts — ich — wollte Dir nur mitteilen, daß ich — engagiert bin.“
„Engagiert? Jetzt schon? Aber mein Himmel, Robert, Du bist doch noch lange nicht so weit und —“
„Werde auch nie so weit kommen. Mit der Kunst ist es Effig!“ fiel er bitter ein.

„Wir fehlt das Verständnis für Deine Worte,“ sagte sie in sattsamem Staunen. „Noch soeben hieltest Du mir in tüchtiger Rede vor, daß nur dem Verdienste die Krone gebühre, und jetzt — trittst Du so kurz vor dem Ziele zurück?“
„Die — Noth gebietet es.“
„Die Noth? So müdest Du Noth leiden? Hat denn mein Vater nicht —“
„Ja — er lehte mir in seinem Testament eine Summe zu meinen Studien aus. Dein lieber Vater hat es herzlich gut mit mir gemeint, aber er hat nicht bedacht, welche Versuchungen einem Kunstjüngling in der Großstadt blühen und loden — die Summe ist verausgabt.“
„Robert!“

„Ja, verachte mich nur — es ist nicht anders, und höre nur weiter: Um — wenigstens den Hunger zu stillen — erschrach nicht — lang ich in den elendesten Spelunken Berlins um Geld. Dort traf ich den — Schmierendirektor, der mich für eine Lumpengage engagierte.“

Senta hatte die Hand auf das Herz gepreßt und sah ihn mit großen, erschrockenen Augen an.

„Das kann Dein Ernst nicht sein, Robert. Du, mit Deiner herrlichen Stimme, dem mein Vater eine große Zukunft verheißt — Du willst der Kunst untreu werden?“

„Ich bin unwidrig geworden, ihr ferner zu dienen.“

„Weiß Du die Schulden hast?“
„Nicht, warum allein, Du verstehst das nicht, Kiwit.“

„Was es auch sein mag — Du kannst durch doppelten Eifer die Kunst verbessern — Du müßt zurückkehren — darfst ihr nicht untreu werden.“
„Das ist gut gesagt.“

„Würde man Dir den Unterricht in der Opernschule nicht für einige Zeit stunden?“

„Ja, das würde man wohl thun, da man sich viel von meiner Stimme verspricht.“

„Und dennoch zögert Du? Du bist mir unbegreiflich, Robert. Willst Du ein Mann sein und hast keine Kraft und keine Ausdauer, schließt bei dem ersten Hinderniß, das sich Dir bietet, zurück?“

„Und der Contract mit dem Schmierendirektor?“

„Wie die unwürdigen Bande!“
„Und wovon leben?“

„Robert — wir sind zusammen aufgewachsen — mein Vater liebte Dich wie seinen Sohn, und seine Tochter läßt Dich nicht untergehen. Was mein ist, soll auch Dein sein.“

„Du hochherziges Kind, Gottloß, daß ich nicht in Versuchung kommen kann, solches Opfer von Dir anzunehmen. Es würde mich um den letzten Rest meiner Selbstachtung bringen und Dich überdies glauben lassen, daß ich Dich darum hier auffuchte. Mich trieb allein die Sehnsucht — ich wollte sehen, wie es Dir hier ergiebt und Dir meinen Entschluß verheimlichen. Nun hast Du mir mein Geheimniß entlockt, aber — als Bettler vor Dir zu stehen — lieber gar nicht.“

„Warum weisest Du meine Hilfe ab, und warum kannst Du nicht in Versuchungen kommen, sie anzunehmen?“

„Weil Dein Oheim Dein Vermögen verwalte und darüber zu bestimmen hat.“

„O Himmel, daran dachte ich allerdings nicht!“ rief sie erschrocken. „Aber die Zinsen gehören mir und sind groß genug, Dich vor Hunger zu bewahren und wohl auch, einen Theil Deiner Schulden zu decken.“

„Hat Dein Onkel sie Dir stets ausbezahlt?“

„Nein — ich habe ja alles, was ich brauche — doch jetzt werde ich sie von ihm fordern.“

„Und Du meinst, er würde sie Dir geben, damit Du mit ihnen einen Verlobten Verwandten aufzütterst?“ — gab Dir keine Mühe, Kiwit — auch wenn er es thäte — ich würde sie niemals von Dir nehmen!“

„So sei doch nicht thöricht, Robert! Ich will Dir ja nichts schenken. Bei Heller und Pennig sollst Du mir alles zurückzahlen, sobald Du ein großer, berühmter Künstler geworden bist!“

„Damit hat es noch gute Weile, und Du wirst Dein Geld zu Deinen eigenen Studien besser brauchen oder — willst Dein Oheim etwa die Kosten tragen?“

Senta erblähte sich.

„Sprechen wir nicht — von mir,“ wehrte sie ab.

„Darum nicht? Hast Du es aufgegeben, zur Bühne zu gehen, nun Du eine vornehme, hochgeborene Gräfin geworden bist?“ fragte er mit angeblich forschender Miene.

„Nein, gewiß nicht, aber wann sich meine Pläne verwirklichen sollen, das mag der Himmel wissen. In Oheim widersteht sich ihnen; er will nicht dulden, daß ich zur Oper gehe, ja überhaupt Sängerin werde.“

„Ah — dachte ich es doch! Und Du bist gezwungen, Dich ihm zu fügen?“

„Vorläufig noch, bis ich majorem bin. Doch ich werde für meine Kunst kämpfen und nicht schmach werden. Ich trotz allen Hindernissen.“

Die Begeisterung, die durch die Worte klang und die Kleinmüthigkeit bildete, beschämte den jungen Mann.

„Senta, Deine Kraft und Dein Muth rütteln mich wach. Das Ziel, einst mit Dir zusammen auf der Bühne zu spielen und singen zu dürfen, erscheint mir verlockender und erntereicherer als je. Für diese Hoffnung nehme ich gern Noth und Entbehrung auf mich. Ich werde eine Nebenbeschäftigung suchen, vielleicht Gesangsunterricht erteilen.“

„Und Dich überanstrengen dabei. Nein, nein, Robert — wir müssen noch einen anderen Ausweg suchen. Ich werde einmal ernstlich darüber nachdenken. — Willst Du wirklich nicht mit nach der Wolfsburg kommen?“

„Nein, Kiwit — es ist besser so — glaube mir.“

„Wo willst Du denn aber jetzt hin? Es geht kein Zug mehr heute nach Berlin ab.“

„Ich bleibe über Nacht in einem Gasthause des Nachbardorfes. Hier darf mich außer Dir niemand gesehen haben!“

„Wie Du willst, aber ich hätte Dich so gern noch einmal gesprochen. Kannst Du morgen früh um acht Uhr nicht hierher an denselben Ort kommen? Wir werden ganz ungehört sein.“

„Gewiß, Kiwit — und ich komme und werde Dich hier erwarten. Und — Deinem Oheim verachte lieber nichts von meinem Hiersein; es hat ja keinen Zweck.“

„So lebe wohl, Robert, auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen, Kiwit.“
Die beiden jungen Leute schüttelten sich die Hände, und Senta eilte in den Park hinein.

Robert Kenzinger stand noch eine Weile und sah der Enteilenden nach mit heißen, sehnsüchtigen Blicken.

„Um diesen Preis trage ich Kampf und Noth,“ sprach er zu sich selbst. „Ich will Großes werden, um sie zu erringen. Wie schön sie geworden ist! Ob es ihr gelingen wird, den Kampf gegen ihre Familie siegreich zu beenden — ob sie die Schranken brechen wird, wie es ihr Vater that? Kraftvoll und energisch genug ist sie ja, sie hat mich darin stets überflügelt. Aber ich will ihr nachsehen, ich will ihrer würdig werden.“

Mit einem energischen Ruck wandte er sich um und schlug einen Seitenweg in den Wald ein.

6. Kapitel.

Während Robert Kenzinger durch den Wald nach dem Nachbardorfes schritt, um sich dort ein Unterkommen für die Nacht zu suchen, eilte Senta den Parkweg zum Schloß hin.

Die Begegnung mit ihrem Vetter hatte alles in ihr in Aufruhr versetzt, was die Eindrücke der letzten Wochen aus ihrer Seele vermischt hatten. Die sonnige Vergangenheit wurde lebendig. Der Kosenamen „Kiwit“, den Robert und die Eltern ihr gegeben, weil sie schon als Kind wie ein Wägelchen zwitschern und singen konnte, zauberte süße Erinnerungen in ihr hervor.

Robert, ihrer Mutter Brudersohn, war schon mit neun Jahren als arme Waise in ihr Vaterhaus gekommen und mit ihr zusammen erzogen worden. Er zählte vier Jahre mehr als sie, aber das hatte ihn nicht gehindert, mit der kleinen Senta zu spielen. Und Senta wollte immer Oper spielen. So sangen und spielten sie, bis sie groß wurden. Robert kam, nachdem sein Stimmwechsel vorüber und der Vater einen herrlichen Tenor an ihm entdeckt hatte, auf die Opernschule, während sie, Senta, nur von ihrem Vater unterrichtet wurde. Eine junge Stimme mußte man wie ein rohes Ei behandeln, sagte der Vater, und er fürchtete, daß ihre Stimme nirgends die Schonung, die er ihr angedeihen ließ, empfangen würde; auch war sie zu einem ernstlichen Studium ja noch zu jung. Mit Robert war es etwas anderes. Dieser bedurfte des regelmäßigen Unterrichts, den er selbst ihm seines Berufes, seiner Gastspielreisen wegen nicht erteilen konnte. Er bezahlte jedoch seine Studien, sowie die Unterhaltungskosten bis zu seinem Tode. In seinem Testament bestimmte er ihm eine Summe, die wohl ausgereicht haben würde, ihm sein Studium vollenden zu lassen. Aber der junge, unersahrene Mensch, der zum erstenmal eine für ihn so bedeutende Summe in die Hände bekam, verstand nicht damit umzugehen. Es rollte unter seinen Fingern: sein leichtes Künstlerblut machte sich keine Strupel, bis es zu spät war. Da stand er vor der Alternative: der Kunst entsagen oder hungern müssen. Das Engagement des Schmierendirektors kam ihm gelegen, denn so sehr es ihn in seiner Kunst herabwürdigte, so bewahrte es ihn vor der äußersten Noth. Im Menschen sind nun einmal die Selbst-erhaltungstriebkräfte die stärksten, und das ist von der Natur weise eingerichtet. Woher sollte auch sonst die Kraft kommen, etwas Großes zu leisten, wenn der Körper darben mußte!

Senta, die Jugendgepielin, wiederzusehen, hatte er sich aber nicht versagen können. Er hatte sich vorgenommen, ihr nichts zu erzählen, um sie nicht zu beunruhigen, aber wie es zu gehen pflegt, Auge in Auge kommt es doch stets anders. So hatte Senta denn alles erfahren, was sie wissen wollte, und es schmerzte sie tief, daß er, der ihr wie ein Bruder nahe stand, darben sollte, während es ihr hier in leiblicher Beziehung an nichts fehlte.

Gern hätte sie ihn auf die Wolfsburg gebracht und stolz ihrem Oheim vorgestellt. Aber Robert hatte vielleicht mit seiner Weigerung recht. Sie selbst hätte es nicht ertragen, wenn der Oheim ihn geringschätzend behandelt oder auch nur nachlässig über ihn hinweggeschaut hätte.

Morgen sah sie ihn ja noch einmal, und da konnte sie ihm vielleicht schon das Geld bringen. Sie wollte es ihm mit Gewalt aufnöthigen. Und dann war dem armen Jungen geholfen, und er konnte frei seiner Kunst nachgehen. Regelmäßig wollte sie ihm die Zinsen schicken.

Wenn sie sie nur erst hätte! Welchen Grund sollte sie dem Oheim für ihre Forderung angeben? — Ja, bedurfte es denn einer Motivierung? War es nicht ihr Eigentum was sie verlangte?

Von solchen Gedanken erfüllt und beklümmert, erreichte sie das Schloß, und genöthigt, ihren impulsiven Reaktionen zu folgen, ihre Vorfrage sogleich zum Austrag zu bringen, schlug sie den Weg nach den Zimmern des Oheims ein.

Graf Maximilian war kurz vorher von einem Ritt heimgekehrt. Er trug noch den Reitanzug mit den aufgeschwungenen Rockschößen und die Reithelme. Eben im Begriff, sein Ankleidezimmer zu betreten, wurde er von einem Klopfen an seine Thür veranlaßt, in sein Arbeitszimmer zurückzutreten.

Auf sein kurzes „Herein“ trat Senta ein.

Graf Wolfgang traute seinen Augen nicht.

„Du Senta? Du kommst zu mir?“
Das junge Mädchen, auf dessen Gesicht Röthe und Blässe wechselte und das durch die verunreinigte Frage ihres Oheims in eine ganz seltene Verlegenheit gesetzt wurde, trat ungeschaltet dessen herbeizug.

„Ich wollte — Dich etwas — fragen“, stotterte sie, ganz gegen ihre Gewohnheit verwirrt.

„Was ist es? Sprich.“
Er rückte ihr einen Stuhl hin und ließ sich selbst auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch nieder.

Senta rang mit sich. Die Nähe des Oheims, die sie bisher so viel wie möglich gemieden hatte, wirkte bestemmend auf sie.

„Ich möchte — ich wollte Dich fragen, ob ich nicht die Zinsen meines Kapitals bekommen könnte.“

„Die Zinsen deines Kapitals?“ fragte er verwundert. Er war auf alles andere eher als auf diese Forderung gefaßt gewesen. „Wozu um alles in der Welt willst Du das Geld? Läßt man es Dir hier an irgend etwas fehlen, oder hast Du einen besonderen Wunsch?“

„Nein, ich habe keinen. Du giebst mir so viel — viel zu viel.“

„Ach, Thöricht!“ unterbrach er sie schroff. „Du erbältst nur, was Du brauchst. Das ist selbstverständlich, denn auf der Wolfsburg bist Du mein Gast. — Die Zinsen deines Kapitals wurden, solange ich es vermalte, zweimal fällig. — Ich schlug sie zum Kapital und hoffe, es dadurch nach und nach zu vergrößern.“

„Das Kapital ist groß genug für mich — zahle mir die Zinsen lieber jedesmal aus.“

Graf Wolfsburg zog die Brauen zusammen und sah seine Nichte scharf an. „So — nun, und zu welchem Zweck?“

Senta schweigend und sah zu Boden. „Du sagst selbst, daß es Dir an nichts fehlt, und daß Du keinen Wunsch hast“, nahm er nach kurzem Warten wieder das Wort. „Doch glaube ich dein Verlangen jetzt zu verstehen. Du müchtest gern etwas Geld in den Händen haben: das ist begreiflich. Ich unterließ es bisher, Dir Taschengeld zu geben, da es Dir hier auf dem Lande an Gelegenheit, etwas zu kaufen, fehlt und ich Fräulein von Rupert beauftragte, deinen Wünschen Rechnung zu tragen. Von heute ab sollst Du regelmäßig Taschengeld haben.“

„Nein, nein,“ wehrte sie jetzt ab, „das nützt mir nichts. — gar nichts.“

„Du bist stolz und willst von mir nichts annehmen. Gut, so werde ich Dir die kleine Summe von Deinen Zinsen geben.“

„Nein, auch das nützt mir nichts, denn ich nicht die ganzen Zinsen haben kann.“

„So sage mir endlich, was Du eigentlich mit der bedeutenden Summe anfangen willst,“ rief er jetzt ungeduldig werdend.

Senta schwieg.

„Willst Du mir den Zweck nicht nennen?“

„Nein.“

„Nun, so kann ich sie Dir auch nicht geben“, sagte er achselzuckend und stand auf, zum Zeichen, daß er die Unterredung für beendet halte. Auch Senta sprang auf. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen.

„Onkel Maximilian,“ rief sie, und in ihren Augen blitzte es leidenschaftlich auf. „Du mußt mir das Geld geben, denn es ist mein Eigentum; ich kann damit machen, was ich will.“

Er maß sie mit ruhigen Blicken. „Du bist Du doch im Irrthum, mein Kind, ich habe darüber zu bestimmen, zum mindesten muß ich doch wissen, was Du damit machen willst, und ... nicht einen Pfennig bekommst Du, wenn Du mir die Verwendung nicht nennen willst, und selbst dann nicht einmal, wenn Du es in so ... ungebärdiger Weise von mir forderst.“

Senta war blaß geworden, ihr Athem flog. Sie mußte das Geld haben, sie mußte ihrem armen Robert helfen. Eine Sekunde kam ihr der Gedanke, ihm den Zweck zu nennen, ihm von Robert zu erzählen, obgleich sie diesem versprochen hatte, seiner und seiner Anwesenheit in Wolfsburg nicht zu erwähnen. Aber würde der harte, adelstolze Mann ihr Geld für den Vetter hergeben, der einmal von ihm verachteten Klasse der Künstler, der „Gauterbande“ angehörte, und der zum zweiten das Vermächtniß ihres Vaters vergeblich hatte? — Würde seine Abweisung, vielleicht gar sein wegwerfendes Urtheil sie nicht viel mehr tranken als die jegliche Ablehnung? Würde sie es ertragen, daß der einzige ihr nahestehende Verwandte ihrer Mutter vom Oheim mit Ausdrücken tiefer Verachtung und Geringschätzung belegt würde? — Nein, lieber schweigen! Aber wie sollte sie zu dem Gelde kommen? — Ihn — bitten? Dazu war Senta Wolfsburg zu stolz; sie konnte nicht um das bitten, was ihr, ihrer Meinung nach, als Eigentum zu stand.

„Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen?“ fragte Graf Maximilian nach einer Pause, während welcher er das erregte zuckende Antlitz seiner Nichte, das jeden Vorgang in ihrer Seele so deutlich abspiegelte, betrachtete hatte.

„Nein!“ stieß sie hervor und sah auf. „Verzeih, daß ich Dich störte, Onkel.“

Wie ein gehegtes Reh stieß sie hinaus, und der Graf sah ihr gedankenvoll nach.

Das Blut des Vaters rollte in ihren Adern. So war auch Diethelm gewesen, so stolz, aufbrausend, trotzig und leidenschaftlich.

Ob die Rupert und seine Schwester doch recht behielten? Ob es ratsamer war, die Fingel straffer anzuziehen, ehe es zu spät war? — Und was das Kind mit dem Gelde wollte? Eine hochherzige That, von der niemand wissen sollte? Das wäre wieder ganz Diethelm gewesen.

Aber er durfte ihr das Geld nicht geben, ohne seine Bestimmung zu kennen, um wenigstens, wenn sie es in so herrischer Weise verlangte. Dem wilden Vogel mußten die Fingel beschnitten werden, er sollte zahm werden und — bitten lernen.

Sehr niedergeglichen und im tiefsten Herzen betrübt machte sich Senta am nächsten Morgen auf, um Robert noch einmal zu sehen.

Sie fand ihn an der bestimmten Stelle bereits ihrer harrend.

„Robert, ich bin unglücklich — mein Oheim ist ein Tyrann, er giebt mir mein eigenes Geld nicht.“

„Aber, Kiwit, was ist denn los? Du hast doch nicht etwa —“

„Gewiß habe ich — mein Geld von ihm gefordert nämlich. Er wollte wissen, wozu ich es nötig hätte, das durfte ich ihm natürlich nicht sagen, und darum verweigerte er es mir.“

„Gräme Dich nicht, Kiwit.“

Robert nahm ihre Hand und streichelte sie. „Der Oheim hat nur recht getan, und — ich hätte Dein Geld doch nicht genommen.“

„Robert!“

„Ich hoffe auch, Du würdest Deinen Oheim nicht um das Geld bitten.“

„Aber Dir muß doch geholfen werden.“

„Mir ist schon durch Deinen Zuspruch viel geholfen, Kiwit.“

„Worte thun es hierbei nicht, aber — halt — mir kommt ein Gedanke. Sag einmal: bist Du in letzter Zeit gar nicht bei Rodenbachs gewesen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Das war — bei meiner letzten Verfassung nicht möglich.“

„Rodenbachs würden alles aufgeben haben, Dich von dem Schritt zurückzuhalten.“

„Eben — das fürchtete ich.“

Senta schweigend eine Weile und dachte nach. Sie fühlte wohl, warum Robert die Freunde nicht aufgesucht hatte, und darum wurde es ihr schwer, ihm das Angebot zu stellen, der ihr der einzig mögliche Weg zur Rettung schien.

„Ich werde an Rodenbachs schreiben und ihnen Deine Lage auseinandersetzen.“

„Am Gottes willen!“

„Was fürchtest Du? — Es geht nicht anders. Ich werde sie um eine bestimmte Summe für Dich bitten und ihnen schreiben, daß ich, sobald ich majorem bin, alles wiedererstatte werde.“

„Kiwit!“

„Sei still, Robert. Wenn Du diesen letzten Ausweg von der Hand weisest, so würde ich denken, daß Du Deine Schwester nicht mehr lieb hast. Wir sind doch wie Bruder und Schwester.“

„Wie Bruder und Schwester“, wiederholte Robert mit ganz eigenwilligen Tonfall und sah seine Cousine an. Doch diese hatte den Blick zu Boden auf den schmalen Stein, den sie dahinschritten, gerichtet.

Geist einer Abfrau sich verkörpert und seiner dunklen Brust entnommen sei.

Jetzt stand die Abfrau oben und sah sich um. Es war ein uraltes Mütterchen mit eingefallenen Wangen und Mund, gerunzelter Pergamenthaut und matten, glanzlosen Augen.

Da schien sie die beiden Menschenkinder, die eng aneinander geschmiegt, mit starren Blicken an ihrer Person haften, zu gewahren.

Sie machte einige Schritte auf sie zu. Plötzlich öffneten sich die glanzlosen Augen weit — ein unheimlicher Ausdruck trat hinein. Im nächsten Augenblick breitete sie die Arme aus, und — ein schwacher Schrei durchzitterte die Luft. Die zarte, gebrechliche Gestalt wankte und wäre umgefallen, wenn Robert nicht zu rechter Zeit hingesprungen wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Da lag nun das Mütterchen mit geschlossenen Augen wie eine vertrackete Mumie in Roberts Armen.

„Sie ist von Fleisch und Bein, sie hat Leben,“ sagte Robert jetzt zu Senta, die, ihre kindische Furcht innerlich verpöndelnd, näher getreten war.

„Wer mag sie nur sein und woher kommt sie?“ fragte Senta leise.

„Helmut, Helmut, Lommi Du auch einmal zu Deiner Sabine?“ kam es in schwachen Lauten von den verdorrten Lippen.

„Die Alte träumt, oder es ist in ihrem Oberstücken nicht ganz richtig,“ sagte Robert.

Doch die Alte schlug jetzt die Augen auf und sah ihn so starr und unbeweglich an, daß es ihm ganz unheimlich wurde.

„Helmut — Helmut Kenzinger.“

Die Mumie hatte sich auferichtet und ihre verdorrten Hände um seinen Arm geklammert.

„Mein Gott, das ist ja mein Name!“ rief Robert jetzt, über alle Maßen erschrocken. „Woher kennen Sie mich denn?“

„Woher ich Dich kenne?“ Wie eine Grabesstimme so höhl klang sie. „Weißt Du denn nicht, daß wir uns ewige Liebe geschworen, ewige Treue gelobt haben?“

„Bedauere — habe keine Ahnung, Verehrteste, wann das Geschehen sein könnte,“ erwiderte Robert, dem die Sache anfang Spaß zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Heuschrecken und Käfer als Vederbissen.

Tropfen einige Insekten dem Menschen große Dienste leisten, sind sie ihm doch in ihrer großen Mehrzahl verhaßt. Vielleicht ist daraus auch der Umstand zu erklären, daß sie meistens von den weitesten vorgeführten Kulturvölkern im Allgemeinen nicht gegessen werden. Von Zeit zu Zeit hört man ja freilich davon, aber wenn man die gelegentlich aufgetischte Maitäferuppe und den vereinsamten Gefallen am Verzehren von süßlich schmedenden Ameisen abzieht, bleibt jedenfalls nicht viel übrig. Dennoch hat das Verspeisen von Insekten zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern eine große Verbreitung gehabt und besitzt sie noch heute. Zunächst sei der Heuschrecken gedacht, die als Nahrungsmittel durch die biblischen Stellen von Johannes dem Täufer berühmt geworden sind. Aus diesen ist wohl so viel zu entnehmen, daß Heuschreden und wilder Honig damals die Nahrung des armen Volkes in Palästina waren.

Sicher wird diese Annahme durch die Thatfache, daß Heuschreden dort noch heute in Mengen gegessen werden. Auch von den kriegerischen Parthern des Alterthums erzählt Plinius, daß sie Heuschreden aßen.

Auch das wird richtig sein, denn in Afrika werden Heuschreden ganz allgemein gegessen, auch in den deutschen Kolonien. Die Hottentotten verwenden sogar die Heuschredener zu einer Suppe, und Heuschredenmehl wird theils mit Butter gebacken, theils geröstet, allenthalben geschätzt. Einer von den Tuaregs der Sahara soll mit Vergnügen 2—300 Gerichte oder auch frische Heuschreden hintereinander verspeisen.

In Aegypten röstet man eine Art von Todentäfer und verzehrt ihn zerquetscht in einer Mischung von Honig, Sesamöl, Butter und Gewürz. Die orientalischen Frauen glauben dadurch die bei ihnen als besondere Schönheit geschätzte Körperfülle zu erlangen. Die Araber verspeisen möglichst jeden Tag Morgens und Abends je drei Stück dieser Käfer. Die Maitäferuppe, die neuerdings namentlich in Frankreich wieder aufgenommen ist, wurde schon erwähnt; übrigens ist sie eine alte Erfindung, die vor Jahrhunderten in Arzneibüchern als magenkräftendes Mittel empfohlen wurde. In Mexiko stellt man aus einem Springtäfer durch Uebergießen mit Branntwein einen Liqueur her, auf Nord-Guinea und in Südamerika gelten gewisse Käfer und ihre Larven als ausgezeichnete Vederbissen. Die Larven werden an einem kleinen Holzspieß über dem Feuer gebraten, dann in einen Teig aus Brod, Salz, Pfeffer und Muskatnuz getaucht und mit Citronen- oder Pommerangensaft angegittert.

Europäer, die diese Speise vorurtheilsfrei genossen, haben den feinen Geschmack gelobt. Auch Fliegen und Mücken werden in verschiedenen Weltgegenden von vielen Menschen gegessen.